

Nr. 247. Bromberg, den 28. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als der Makkaronifabrikant Antonio Bossi in der folgenden Nacht in Gesellschaft eines zweiten Mannes in seinem Wägelchen von Neapel nach Castellamare zurückfuhr, wurde er auf der Landstraße, kurz hinter Pompeji, von vier Männern angehalten. Er war so erschrocken, daß er keine Gegenwehr wagte. Aber sein Begleiter riß ihm die Peitsche aus der Hand, schlug aus Leibeskräften und furchtlos auf die Angreifer ein und sparte dabei nicht mit den derbsten neapolitanischen Scheltworten. Aber die Gegenwehr nützte nichts: Die beiden Wageninsassen wurden überwältigt und festgehalten.

Nun begann der Anführer der Bande unter Zuhilfenahme einer Blendlaterne den beiden die Taschen zu durchsuchen. Er nahm zuerst den Begleiter des Makkaronifabrikanten vor. Als er ihm aber ins Gesicht leuchtete, stieß er einen Laut des Erstaunens aus: „Ah! — Seid Ihr nicht der Priester Don Filippo von San Giovanni Maggiore?“

„Der bin ich allerdings! Und der Teufel soll Euch holen, wenn Ihr uns nicht gleich loslaßt!“

„Hoho! — Der Wegelagerer lachte laut auf; doch es klang fast wohlwollend. — „Ihr scheint Euch über Eure Lage noch nicht ganz im klaren zu sein. Wißt Ihr, daß wir Euch beide kaltmachen können, wenn es uns behagt?“

„Und meinst du vielleicht, daß ich vor Euch Halunken Furcht habe?“

„Filippo!“ mahnte der Fabrikant seinen Begleiter mit bebender Stimme zur Mäßigung.

„Ist der da ein Freund von Euch?“ fragte der Wegelagerer den Priester und wies mit dem Kopf nach Antonio Bossi hin.

„Das ist mein Bruder. Und wehe euch, wenn ihr euch an ihm vergreift!“ rief der Priester erbost.

Aber sein Protest nützte nichts: Der Anführer der Bande durchwühlte nun auch dem Makkaronifabrikanten die Kleider. Er entdeckte eine Brieftasche, prüfte ihren Inhalt und fand vierhundert Lire. Er steckte das Geld zu sich und gab die Brieftasche mit den übrigen Papieren zurück. Dann entließen die Räuber ihre Opfer, — fluchend über die geringe Beute, aber ohne den Überfallenen ein Haar zu krümmen.

Antonio Bossi hieb auf das Pferd ein, um so schnell als möglich aus der Nähe der unheimlichen Gesellen zu kommen. Als sie aber ein paar hundert Meter hinter sich hatten, klopfte er seinem Bruder aufs Knie und rief triumphierend: „Filippo! Sie haben mein Geld nicht bekommen. Die Zwölftausend stecken in der Geheimfalte von der Brieftasche. Der Schafskopf hat sie nicht gefunden! Mit den vierhundert Lire soll er selig werden!“

3.

Es war gegen sechs Uhr morgens, als sich Donna Assunta, „die Hexe vom Lavinajo“, schnaufend und ächzend von ihrem Lager erhob. Bei dem schwachen Schimmer eines übelriechenden Öllämpchens, das auf der Kommode vor dem Muttergottesbilde brannte, warf sie flüchtig ein paar Kleidungsstücke über ihren massiven Körper und watschelte dann zur Türe, um das Tageslicht einzulassen; denn ihre zu ebener Erde gelegene Wohnung war fensterlos. Im übrigen bestand sie aus drei hintereinanderliegenden Räumen: Den ersten betrat man, wie einen Laden, direkt von der Straße aus. Er war zugleich Küche und Empfangssalon für die Kundschaft; seine Einrichtung bestand aus wenigem alten Gerümpel. Auch der zweite Raum, der Donna Assunta als Schlaf- und Wohnzimmer diente, war nicht viel besser eingerichtet. Sein Licht empfing er nur durch den ersten und lag daher in beständiger Dämmerung. Der dritte und hinterste Raum aber war Carmelas Reich; die Tür zu ihm war noch fest geschlossen, denn das Kind schlief gern lange und sollte nicht durch die Geräusche der Straße gestört werden.

Trotz der Dürftigkeit dieser Wohnung gehörte Donna Assunta zu den wohlhabendsten Personen des Mercato-Viertels, denn nicht nur das niedere Volk schätzte ihre Künste hoch, sondern Damen der besten Kreise, ja selbst Fürstinnen und Herzoginnen kamen tiefverschleiert in die düstere, verrufene Straße, um sich bei der berühmten Hexenmeisterin Rat und Hilfe zu holen. So hatte sich Donna Assunta im Laufe der Zeit — sie stand nun im fünfzigsten Lebensjahre — ein beträchtliches Vermögen erspart. Es ruhte, eingewechselt in goldene Zwanzig-Lire-Stücke und zu langen, festen Rollen in Papier gewickelt, bei ihren übrigen Schätzen — Ringen, Ketten und Armbändern — in einem Versteck unter dem steinernen Fußboden ihres Schlafzimmers. Es war ein saures Stück Arbeit für das ungelenke Weib, wenn es einmal diese Schatzkammer öffnen wollte. Das große Bett mußte erst fortgerückt und dann eine Steinplatte mit einem Brecheisen hochgehoben werden, was Donna Assunta, aus Angst um ihr Geld, stets ohne jede Hilfe und nur in der Nacht tat. Aber viel besser noch als diese Vorsicht schützten ihr Eigentum zwei starke Mächte: die Camorra, deren besonderes Wohlwollen sie genoß, und der Aberglaube des Volkes, der der Wahrsagerin übernatürliche Kräfte zuschrieb. Ja, es hatte sich sogar das Märchen gebildet — und vielleicht nicht ohne Donna Assuntas Zutun —, daß einem Diebe, der ihr einmal eine Kleinigkeit entwendet hatte, bald darauf die Hände und Arme stückweise vom Körper abgefault wären. —

Ihr Tagewerk begann Donna Assunta mit der Reinigung ihrer Wohnung. Solches geschah nur sehr oberflächlich, denn die enormen Fleischmassen ihres Körpers erschwerten ihr jede Bewegung. Aber eine fremde Person hätte sie um keinen Preis zu Dienstleistungen in ihre Wohnung genommen, und Carmela sollte im Haushalt nicht einen Finger rühren. Nur bei der Zubereitung der Zaubertränklein und bei anderen Hexenkünsten durfte das Mäd-

chen ihrer Pflegemutter zur Hand gehen; und das tat sie mit Leidenschaft.

Nach Besorgung der Wohnung machte Donna Assunta ihre Einkäufe für den Haushalt. Sie brauchte dazu die Schwelle ihrer Türe nicht zu verlassen. Alles, was das kleine Volk zu seinem Leben benötigte, wurde von Händlern auf der Straße ausgerufen und den Käufern ins Haus gebracht.

Schon wiederholt hatte Donna Assunta ihre Hantierungen unterbrochen, um an Carmelas Türe zu horchen, und es ging schon auf neun, als sie sich endlich entschloß, ihrem Pflegetöchterchen seine Morgenschokolade ans Bett zu bringen. Die Tasse mit dem heißen, duftenden Getränk in der Hand, schob sie sich vorsichtig in Carmelas Zimmer.

Wie eine andere Welt nahm sich dieser Raum im Vergleich zu den übrigen aus: Zwar hatte er ebensowenig wie diese Fenster aufzuweisen, aber er war nach Osten gelegen, und durch eine Glastür flutete die goldene Morgensonne herein. Und während der vordere Ausgang der Wohnung auf eine der scheußlichsten und lärmendsten Straßen Neapels führte, öffnete sich diese Glastüre nach einem stillen, winzigen Gärtchen, welches aber, dank Carmelas Pflege, so dicht verwachsen war, daß man einen großen Park dahinter hätte vermuten können. Auch die Einrichtung des Zimmers stach sehr von der übrigen ab. Wohl herrschte auch hier die gleiche Unordnung, und die auf Auktionen zusammengekauften Möbel waren ebenso wacklig wie die anderen in der Wohnung; aber sie stammten alle aus alten Palästen vornehmer Familien. Die edel geformten Sessel trugen seidene Polster: doch sie waren fleckig und verschlissen. Ein Glasschrank mit wundervoll eingelegtem Holzwerk hätte jedem Kunstsammler zur Ehre gereicht; aber die Scheiben waren zerbrochen, und statt seiner Porzellan- und Kristallgegenstände enthielt er ein Durcheinander von Schmucksachen, Fläschchen, Schächtelchen und Bändern.

Sonst gab es keinen Schrank in dem Zimmer, und Kleider, Wäsche, Strümpfe, Schuhe lagen kunterbunt durcheinander auf einem prächtigen Rokoko-Sofa. Wenn Carmela etwas davon brauchte, pflegte sie den Haufen solange zu durchwühlen, bis sich das Gesuchte fand. Ein Viertel des ganzen Raumes aber nahm ein riesiges Prunkbett ein, in dem eine ganze Familie bequem Platz gefunden hätte. Die Bezüge waren mit breiten Spitzen besetzt, die allerdings starke Beschädigungen zeigten. Auch die seidene Steppdecke wies schon etliche Risse auf, und von der Vergoldung der Bettstelle war schon manches Stückchen abgeblättert. Doch für solche Kleinigkeiten hatte weder Carmela, noch ihre Pflegemutter ein Auge. Nur darin lag der Grund, daß die beschädigten Stücke nicht ausgebessert oder ersetzt wurden, denn Donna Assuntas Geiz schwand sofort, wenn es sich um Bedürfnisse oder Wünsche Carmelas handelte.

Vorsichtig und mit dem vergeblichen Versuche, auf den Fußspitzen zu gehen, schlich sich das unförmige Weib zu dem Prunkbett und blickte mit verzücktem Ausdruck auf Carmela: Nur mit einem dünnen Hemdchen aus feinem Gewebe bekleidet, das Hals und Arme freiließ, lag das dreizehnjährige Mädchen, die schöngeformten Arme nach den Seiten ausgebreitet, auf dem Rücken. Ihr Kopf war zur Seite geneigt, so daß sich die zarte Wange an die bloße Schulter schmiegte. Die blutroten vollen Lippen hatten sich wie in einem Lächeln halb geöffnet und ließen die weißen, regelmäßigen Zähne hell hervorleuchten. Die tiefschwarzen, sehr langen Wimpern hoben sich wie zwei feine, seidene Schleierchen von der gelblichen Haut des Gesichtes ab, und die dunklen, dichten Locken, die nur bis zu den Schultern reichten, lagen wirr auf dem weißen Kissen und vollendeten dieses süße Bild, das Donna Assunta jeden Morgen von neuem in helles Entzücken versetzte. Erst nachdem sie sich daran satt gesehen, weckte sie Carmela mit einem zärtlichen und ungelenken Streicheln ihrer groben Hand.

Das schöne Mädchen schlug die übergroßen dunklen Augen auf und schlang die Arme um den Hals der Hexe. „Ach, ich bin noch so müde! Laß mich noch ein bißchen schlafen!" schmeichelte sie und dehnte dabei ihren schlanken anmutigen Körper. Sie schien vor dem monströsen Weibe keine Spur von Abscheu zu empfinden.

„Bleib nur liegen, so lange du willst, mein Engel; aber trink doch erst deine Schokolade, süßes Herzchen!" redete ihr Donna Assunta zu und versuchte ihrer tiefen, rauhen Stimme einen zärtlichen Klang zu geben.

Carmela zog sich, an ihrem Halse hängend, ein wenig empor und blickte suchend um sich: „Wo ist Raninella?" — Sie meinte ein schneeweißes Kätzchen, das ihr Raffaele vor einigen Tagen zum Geschenk gebracht hatte und das sie seitdem kaum eine Minute von sich ließ. Selbst nachts mußte es bei ihr schlafen. Da sie das Tierchen nicht sah, erhob sie sich und durchwühlte, mitten in dem großen Bette stehend, die Kissen und Decken. Dann sprang sie auf den Fußboden hinab, suchte in allen Ecken des Zimmers und lief schließlich, barfuß und nur mit dem Hemd bekleidet, in das Gärtchen hinaus. Dort, zwischen blühenden Sträuchern und bunten Blumen, entdeckte sie das Tierchen. Jubelnd kam sie damit ins Zimmer zurückgestürmt und schwang sich, selbst wie eine Katze springend, mit einem Satz wieder in ihr riesiges Bett. Und nun löffelte sie ihre Schokolade, immer abwechselnd selbst ein Löffelchen nehmend, ein zweites dem kleinen weißen Kätzchen gebend.

Ein Geräusch von Schritten ließ Donna Assunta in das vorderste Zimmer zurückkehren. Es war Raffaele. Der neunzehnjährige Jüngling trug die übliche Tracht der Camorristen, — die weiten Trichterhosen, ein Hemd mit buntem Halstuch und eine offenstehende Jacke darüber. Sein Körper war noch ebenso sehnig und geschmeidig wie in seiner Knabenzeit, und das glattrasierte Gesicht noch immer auffallend schön. Aber wäre nicht der fast schwärmerische Schimmer von Leidenschaftlichkeit und Güte in seinen großen dunklen Augen gewesen, — derselbe Augenausdruck, der Carmelas Gesichtchen so überaus anziehend machte, — so hätte man sich vor diesem Menschen fürchten können; so verwegen und finster waren sonst seine Züge. Seit Carmela hier wohnte, also seit zehn Jahren, kam er fast täglich zu dieser Stunde, um ihr guten Morgen zu sagen und sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Er hing noch immer mit der gleichen zärtlichen und sorgenden Liebe an seiner Schwester und wetteiferte mit Donna Assunta darin, das schöne Kind zu verwöhnen.

„Ist mein Auftrag gestern abend richtig ausgerichtet worden?" war seine erste Frage, nachdem er Donna Assunta begrüßt hatte.

„Jawohl. Der Junge sagte, du hättest eine wichtige Abhaltung", erwiderte die Wahrsagerin. „Carmela war außer sich, — das arme, liebe Kindchen! Sie hatte sich so darauf gefreut, mit dir zusammen ins Theater zu gehen!"

„Es tat mir ja selbst so leid! Aber im letzten Augenblick bekam ich einen Auftrag vom Capintrito. Ihr wißt, daß dagegen nichts zu machen ist. — Nun, das neue Stück wird ja noch öfters gegeben; sie soll es schon noch zu sehen bekommen."

„Aber sie war ja dort!" gab Donna Assunta zurück. „Ich habe sie mit der blonden Maddalena und mit Lucia aus der Zite-Gasse hingeschickt."

Raffaele zog ärgerlich die Brauen zusammen. „Es wäre mir lieb, Ihr würdet Carmela nicht in Begleitung dieser Mädchen ins Theater schicken", sagte er dann, nur mühsam seine Mißstimmung verbergend.

„Wie komisch du bist, Raffaele! Es sind doch ganz liebe Dinger, — und sie haben Carmela so gern! — Und du bist doch selbst schon mit Maddalena ins Theater gegangen, — und Lucia hat beim vorigen Piedigrottafeste sogar mit an unserem Tisch gesessen."

„Das ist doch ganz etwas anderes, Donna Assunta. Wer für mich als Gesellschaft gut ist, paßt noch lange nicht für Carmela. Und damals in Fuorigrotta war ich ja mit dabei. Wenn Carmela aber allein mit den beiden geht, lernt sie nichts Gutes; es sind doch schließlich liederliche Frauenzimmer."

„Nun, wie du willst", brummte die Wahrsagerin. „Das Kindchen war so traurig; — Ich hatte es nur gut gemeint."

„Daran zweifle ich doch nicht, Donna Assunta", entgegnete Raffaele freundlicher. „Aber Ihr dürft Carmela nicht jeden Willen tun. Man muß einem Kinde auch mal etwas versagen können."

Die Alte lachte dröhnend auf. „Haha! Das ist nicht schlecht: Du willst mir Strenge gegen Carmela predigen! Gerade du, der ihr nicht das geringste abschlagen kann!"

Raffaele schwieg betroffen und ging, die Hände tief in die Taschen seiner weiten Hosen vergrabend, ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich stehen,

zog die Uhr und sagte mit künstlicher Strenge: „Seht Ihr, es ist schon gleich neun, und Carmela ist noch nicht auf. In sieben Minuten sollte sie schon in der Schule sein!"

„Sie war noch so müde, und da habe ich sie nicht quälen wollen."

„Aber wie soll sie dann etwas lernen, wenn sie nur alle paar Tage hingeht? Ich glaube, sie ist bisher nicht öfter als fünf- oder sechsmal gewesen." (In Italien gab es bis 1877 keinen Schulzwang.)

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal im Herbst.

Skizze von **Josef Robert Harrer.**

Sieben Pferde schossen auf der Rennbahn dahin. Amazone war hoch favorisiert. Sie führte mit klaren drei Längen. Hundert Meter vor dem Ziele sah sie eine nilgrüne Farbe von der Tribüne her aufleuchten. Nilgrün war das Kleid der Herrin. Das Tier liebte sie. Wenn die Frau ihr durch die Mähne streichelte und ihr ein Stück Zucker gab, war Amazone das glücklichste Pferd der Welt. Daran dachte sie; und sie wurde in ihren glücklichen Pferdegedanken langsam. Der Peitschenhieb des Jockeis brachte das Tier zu sich. Aber es war zu spät; Amazone blieb mit kurzer Kopflänge geschlagen. Im Stall stand dann die geliebte Herrin; sie sah verächtlich auf das Pferd. „Ich werde es nächstens besser machen. Ich verlor ja nur aus Liebe!" dachte Amazone. Beim nächsten Rennen war sie ihren Gegnern weit voraus. Als sichere Siegerin stürzte sie zehn Meter vor dem Ziele und brach den linken Vorderfuß. Amazone wurde an Ort und Stelle erschossen . . .

Ingenieur Helk sagte: „Wir werden die Sache machen, Herr Direktor. Unser Projekt muß angenommen werden!"

„Wir wollen es hoffen, Helk. Aber seien Sie nur recht pünktlich! Die Futurwerke sind übergenau; der Alte reitet auf einer Sekunde!"

Helk lachte. Er ging.

In diesem Jahr war der Herbst früh gekommen. Er war mild und wie ein sanfter Sommer. Nur die Farben der Natur zeigten das brennende Bild des Herbstes.

Ingenieur Helk ging durch die Straßen. Er sah auf die Uhr. Es war noch genügend Zeit. Er kam durch einen großen Park. Der lag wie ein Stück einsame Natur inmitten der Stadt. Helk nahm auf einer Bank Platz. Es war, als habe er seine Berufssorgen, seine Pflichten draußen auf der Straße liegen lassen.

Helk blickte vor sich hin. Über den Bäumen stand ein durchsichtiger Himmel. Klar schnitt der Horizont die Linien der Baumkronen ab. Die Blätter leuchteten gelb und rot. Es war eine Freude, diese Farben zu betrachten. Helk lächelte. Ja, das Leben, — man mußte über allem nur nicht die ruhige Verlorenheit, das Versinken in den Anblick von Bäumen, Himmel und Wolken vergessen. Auch Thea sagte oft dergleichen Worte. Thea liebte die Natur. Wenn sie seine Frau war — und das sollte nun bald sein —, dann würden sie viele Tage in der freien Natur verbringen.

Ein Baum im Herbst ist ein Wunder. Das Leben hat wenige Wunder; wenn man einmal ein solches fühlt, dann darf man es nicht beiseiteschieben. Helk träumte vor sich hin.

Da erklangen Schläge einer Turmuhr. Wie Hiebe drangen sie auf Helk ein. Er sprang auf, er lief aus dem Park, er stürzte in ein Auto.

Er kam zu spät. Der Direktor der Futurwerke sagte: „Wir haben das Projekt der Firma Kraus angenommen. Wenn Sie pünktlich gewesen wären, hätten leicht Sie für Ihre Firma das Geschäft machen können."

Helk ging. Kraus also, der stärkste Konkurrent seines Chefs, hatte den Sieg davon getragen. Es war Ingenieur Helk sehr ungemütlich und er stotterte, als er seinem Chef sagte: „Es war Naturgewalt, die mich im Park festhielt. Ich träume ja sonst nie mit offenen Augen. Aber —"

Der Direktor sagte traurig: „Helk, ich hielt immer große Stücke auf Sie. Helk, ich kann Sie doch nicht entlassen. Aber wenn noch einmal —"

„Noch einmal, Herr Direktor? Jetzt sollen Sie mich erst kennen lernen. Helk ist nur *einmal* schwach!"

Und er arbeitete, als gälte es, zehn andere Ingenieure zu ersetzen, er arbeitete Tag und Nacht. Er sah seine Braut einmal in der Woche; und dann nur flüchtig.

Sein Chef sagte: „Helk, alles mit Maß! Übrigens sollen die Futurwerke nicht sicher sein. Sie haben Geldschwierigkeiten. Es ist mir eigentlich recht, daß Sie damals zu spät kamen."

„Es ist nicht das, Herr Direktor! Es ist, daß ich einmal schwach war. Schwach vor dem Farbenjubel der Herbstnatur. Ich muß die Sache im Prinzip gut machen!"

Helk machte sie gut. Seine Erfindung brachte seiner Firma und ihm selbst viel Geld und Anerkennung ein. Helk war berühmt.

Bei seiner Braut aber hatte er sich die Aussichten zerbrochen, wie ein Pferd die Vorderfüße beim Rennen zerbricht. Seine Braut heiratete einen anderen. Ein Herbst war schuld daran; der Herbst hatte mit seinen blühenden Farben ein Schicksal gewendet.

Helk hat lange Jahre den Schmerz über den Verlust Theas nicht überwinden können. Allmählich wurde er ruhiger. Er tat seine Pflicht, er lebte pünktlich und gewissenhaft.

Aber war es ein Leben? Hatte nicht die Natur selbst das Glück aus seinem Dasein genommen? Es war Leben. Nur Tiere stürzen blind in ihr Schicksal und sterben daran. Der Mensch hat Zeit, er findet zurück. Auch Helk fand zurück.

Der allzu frühe Zahn.

Im allgemeinen beginnt beim Menschen das Zahnen zwischen dem sechsten und achten Monat nach der Geburt. Die ersten zwanzig Zähne bilden das Milchgebiß, das vom sechsten Jahre an allmählich durch das bleibende Gebiß ersetzt wird. Zuletzt erscheinen im siebzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre die dritten Backenzähne, die sogenannten Weisheitszähne. Auch bei den Säugetieren sind Bau und Wechsel der Zähne von solcher Regelmäßigkeit, daß diese für die Klassifikation wie auch für das Alter entscheidende Bedeutung besitzen.

Aber die Natur läßt auch in diesen Fällen Ausnahmen zu. Wie Dr. Hoffmann in dem „Zentralblatt für Landärzte" mitteilt, hat man die Beobachtung gemacht, daß unter 6000 Säuglingen einer mit angeborenen Zähnen auf die Welt kommt. Sie waren entweder bereits bei der Geburt durchgebrochen oder kamen kurz darauf zum Durchbruch.

Das allzu frühe Eintreffen der Zähne ist natürlich unerwünscht. Sie führen zu Mundverletzungen des Säuglings und zu Störungen des Stillakts. Aber man darf die Milchzähne auch nicht ohne weiteres beseitigen, denn sie nehmen lange Jahre am Kauen teil und beeinflussen das Wachstum der Kiefer. Immerhin sind zweierlei Möglichkeiten zu unterscheiden. Wenn die zu früh entwickelten Gebilde über gute Wurzeln verfügen, kann man sich nur darauf beschränken, die harten Kanten des Zahnes zu runden. Es ist ferner Vorsorge zu treffen, daß der junge Erdenbürger bei seiner Nahrungsaufnahme die Mutter nicht verletzen kann. Die andere Möglichkeit ist, daß noch keine wohlausgebildeten Milchzähne, sondern lediglich Gebilde vorhanden sind, die eine vorübergehende Natur offenbaren und die man als Emailscherbchen ohne Wurzelanlage bezeichnet hat. Doch sollen auch hier nur in dringenden Notfällen Eingriffe mit dem Messer statthaft sein, denn es ist immer mit der Gefahr zu rechnen, daß im Verlauf der Operation eine Blutung eintritt, die sich nicht mehr stillen läßt und dann zum Tode des Säuglings führt.

Die Ursachen für das allzu frühe Auftreten der Zähne können verschiedenartiger Natur sein. Bisweilen liegt der Erscheinung eine Allgemeinerkrankung der Mutter zu Grunde. Übrigens weiß man auch von einer Reihe berühmter Persönlichkeiten, daß sie mit angeborenen Zähnen auf die Welt gekommen sind. Man weiß es von alten römischen Volkstribunen, und man weiß es auch von Ludwig dem Vierzehnten, dem Sonnenkönig, der uns Straßburg geraubt und die Pfalz verbrannt hat. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß man aus dem allzu frühen Auftreten der Zähne auf eine entsprechende innerliche Verfassung des damit behafteten Erdenbürgers schließen darf. Immerhin mag unser Gebiß bei manchem geschichtlichen Ereignis eine Rolle gespielt haben.

Das Konzert.

Skizze von Marie R. Dreihmann.

Ulla freut sich unbändig auf das Konzert.

Sie hat mit Elli und Inge zusammen eine Loge genommen, beide gleich ihr Schülerinnen Professor Bertrams, die sich um den Kartenverkauf eifrig bemühten. Nun halten sie Umschau, ob auch alle kommen, die es ihnen versprachen. Elli stellt fest, daß alle da sind!

Der noch vor einem Jahr so wenig bekannte Professor Bertram ist auf dem besten Wege berühmt zu werden. „Sein zweites Konzert wird etwas ganz anderes als das erste!" Inge ist sich bewußt, am Zustandekommen dieses Abends tüchtig mitgeholfen zu haben. Zwar war vielleicht Ulla die eifrigste, aber es fehlte ihr noch das Geschick, denkt Inge.

Eben betritt Professor Bertram das Podium. Beifall knattert durch den Saal. Der Künstler dankt lächelnd. Ist dies Lächeln nicht vertraut, als seine Blicke die drei Mädchen erfaßt? Ein heimlicher Gruß!

Die drei halten einander bei den Händen. Wie überbietet sich Bertram von einer Programmnummer zur anderen! In der Pause kommt Ullas Mutter in die Loge. Sie hat sich nach den „Kindern" umsehen wollen und merkt nun, daß sie zu diesen drei jungen Mädchen unmöglich mehr „Kinder" sagen kann. Merkwürdig, wie rasch das geht mit dem Entwachsen!

Das Konzert nimmt seinen Fortgang. Endlich, endlich — die Pause hat so lange gedauert.

Die drei Mädchen in ihrer Loge haben rote Backen und glänzende Augen. Professor Bertram ist doch verwegen, er hebt gar die Hand und winkt zu ihnen herauf! Wie sind die Mädchen so glücklich!

Und wie das Konzert zu Ende geht, steht eine von Begeisterung gebannte Menge im Saal und fordert Zugaben. Ulla preßt die Arme gegen ihr Herz, das ungestüm pocht. Nun kommt es ja, das Lied für sie, für sie allein in diesem menschenerfüllten Saal: „Heimliche Aufforderung." Auch Elli und Inge stehen vor ihren Plätzen. Sie klatschen.

Bertram erscheint. Der Begleiter setzt sich wieder vor den Flügel. Bertram schaut zu der Loge herauf. Ulla kennt diesen Blick.

„Die „Heimliche Aufforderung"!" ruft Elli durch den Beifall hindurch den beiden Freundinnen zu.

„Mir hat er sie versprochen!" gibt Inge lachend zurück.

Ulla sinkt auf ihren Stuhl. Sie hört Bertrams leise zärtliche Stimme, sie spürt seine Hand auf ihrer Schulter. „Dir, meine kleine, süße Ulla, singe ich die „Heimliche Aufforderung"! Nur für dich." Sie fühlt wieder einen Mund fest auf dem ihren, erzittert unter der neuen Macht.

Und jetzt. — Die Worte des Liedes dringen nicht an Ullas Ohr, sie horcht in sich hinein. Es ist etwas zerbrochen in ihr, es tut etwas weh, es ist irgend etwas nicht wieder gutzumachen.

Dumme Hühner.

Die Fabel ist bekannt: Das dumme Huhn
Tut das, was alle dummen Hühner tun:
Es legt mit Stolz und mit Triumphgeschrei
Ein Ei
Und meint, es wäre wunder was dabei.
Der Fisch — das ist der Sinn des Sinngedichts,
Der Fisch legt tausend Eier und sagt nichts.
Der eine Mensch, der schafft und redet nie,
Der andre gackert wie das Federvieh.
Legt er ein Ei, dann schlägt er wild Spektakel,
Als wär das Eierlegen ein Mirakel!
Und wenn das Ei auch noch so schäbig ist —:
Er stellt sich strahlend wie das dumme Huhn
Auf einen großen Berg von Mist
Und tut, was alle dummen Hühner tun.
Er kündet selbstbewußt der ganzen Welt,
Daß er sich für was riesig Großes hält.
Wie eingebildet sind die stolzen Schreier!
Sie lärmen selbst um ungelegte Eier!!

Olf Weddy-Poenicka.

Hasenlauf.

Froh hüpft der Hase durch die Flur,
Vorbei an Busch und Feld und Tanne,
Und doch bringt all sein Hoppeln nur
Ihn näher an die Bratenpfanne.
So wäre er wohl ein Symbol,
Des Menschen eigenes Los zu messen,
Und doch wird er von dem mit Kohl
Und gutem Appetit gegessen!

Ernst Klotz.

 **Bunte Chronik** 

Ammen für Orchideen.

Die etwas kostspielige Einrichtung einer Amme können sich nur vermögende Familien leisten. Noch seltener kommt dieser Beruf in der Pflanzenwelt vor, aber jetzt hat man diese Einrichtung auch bei den Orchideen festgestellt, und man ist noch zufrieden, daß man sie überhaupt gefunden hat. In Deutschlands größter Orchideenzüchterei, in Neu-Babelsberg vor den Toren der Reichshauptstadt, werden jährlich etwa 15 000 Orchideen aus dem Samen gezüchtet, und der abenteuerliche Beruf des Orchideenjägers stirbt aus. Erst nach jahrzehntelangen Versuchen ist es gelungen, diese köstlichen Blütenpflanzen aus ihrem Samen zu züchten. Wegen der mikroskopischen Kleinheit des Orchideensamens, der kein Nährgewebe um sich hat, aus dem er sich — wie z. B. Erbsen und Bohnen — im embryonalen Stadium ernähren kann, war seine Aufzucht bisher nicht möglich. Nun hat man in England die Entdeckung gemacht, daß Orchideensamen dann angeht, wenn man dem Kompost, auf den man ihn brachte, klein gehackte Luftwurzeln ausgewachsener Pflanzen zufügte. Durch mikroskopische Forschungen hat man festgestellt, daß in diesen Luftwurzeln winzigkleine Pilze leben, die die Rolle einer Amme zu den Samen übernehmen. Dabei ist bemerkenswert, daß jede Orchideenart ihren eigenen Wurzelpilz hat. Jetzt werden diese Nährpilze in Reinkultur gezüchtet, und auf ihren Nährboden überimpft man die Samen der betreffenden Orchideenpflanze. Same und Wurzelpilz bildet eine Symbiose, der Samen bewirtet den Pilz und wird umgekehrt von dem Pilz ernährt. Diese Lebensgemeinschaft dauert so lange, bis einer der beiden Partner den anderen auffrißt. Die genaue Erforschung dieser Erscheinung hat eine wirtschaftliche Auswertung zur Folge gehabt, die den Orchideenjägerberuf überflüssig macht. Durch die Zusammensetzung der Samen mit dem dazu gehörigen Wurzelpilz kann heutzutage jede Art dieser schönen Blütenpflanzen — auch die Bastardpflanzen — in den Glashäusern der Züchtereien herangezüchtet werden.

„20 000 Meilen unter dem Meere."

Vergnügungsreisen im U-Boot.

Was Jules Verne sich einst in seinen Zukunftsromanen als kühne Phantasievorstellungen erträumte, wird immer mehr Wirklichkeit. Nicht nur, daß seine „Reise um die Erde in achtzig Tagen" heute längst durch die Fahrten des Zeppelin und die Großtaten der Landstreckenflieger überholt ist, auch in die Tiefe des Meeres dringt man ein, ganz so, wie Jules Verne es mit seinem „Narwal" vorgeträumt hatte. Eine japanische Schiffahrtsgesellschaft plant Vergnügungsreisen in die Tiefsee. Sie hat zu diesem Zweck den Bau eines großen neuartigen U-Bootes in Auftrag gegeben. Das Tiefseeboot, das selbstverständlich äußerst luxuriös eingerichtet ist, wird mit schwerem, bruchsicherem Glas versehen, so daß beim Licht starker Scheinwerfer ein Ausblick in die See ermöglicht wird. Die Reisenden haben so Gelegenheit, in Tiefen zu schauen und Tiere zu sehen, die bisher noch keines Menschen Auge erblickt hat. Allerdings werden sich nur wenige Sterbliche das kostspielige Vergnügen leisten können.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.